

Ich und das Steckenbleiben im Schriftlichen

Eine Selbstreportage von Lorenz B.

Das Deutsch der Andern: Das ist der Titel einer *literarischen Recherche*, für die ich vom Kuratorium des Kantons Aargau Geld beantrage.

Es handelt sich um keine Geschichten-Recherche. Im Fokus ist das Material selber - die Sprache, die Schrift.

Ich bin eine DaZ-Lehrperson.

Ich bringe Menschen, die, aus meiner Perspektive, eine fremde Sprache sprechen, eine Sprache bei, die, aus meiner Perspektive, keine fremde Sprache ist:

Sondern meine Sprache.

Ich habe eine kleine CAS-Ausbildung und 15 Jahre Praxiserfahrung. Ich will mich hier bewusst ungebildeter, unerfahrener, dümmer, begriffsstutziger geben als ich sein könnte.

Es gibt immer irgendwelche, die es besser wissen.

DaZ, das heisst: *Deutsch als Zweitsprache*.

Deutsch für ausländische Arbeitnehmer, hiess es früher in Deutschland.

Meine Kurs-Lernpersonen lernen nicht freiwillig Deutsch. Das

ist wichtig festzuhalten.

Der Projekt-Titel ist natürlich ein schreckliches *Othering* - sorry.

Dass es ein *Deutsch der Andern* gibt, ist eine These, die durchaus freundlich gemeint ist.

Die Gegen-These, dass es nur Ein Deutsch gebe, das ein grosses Wir herstelle und das man halt lernen müsse, und dass der Rest nur falsches Deutsch sei - diese These ist weniger freundlich.

Andere wird es immer geben - und sie werden mich persönlich immer mehr interessieren als das grosse Wir.

Zweitsprachen interessieren mich wohl auch mehr als Erstsprachen ...

Im Konzept schreibe ich:

... - «mein» *Deutsch*: Das «richtige», «gute». Wie aber geht das *Deutsch von Euch Andern*? Ein defizitäres *Deutsch*, könnte man meinen. Aber die Kommunikation funktioniert. Auf eine ganz eigene, fragmentarische, zerbrechliche Art, die mich berührt. - Also ist es doch irgendwie - ... - auch *Deutsch*?

Dieses pragmatische, zerbrechliche Funktionieren von Kommunikation ist immer wieder ein kleines Wunder. Im Konzept-Text spreche ich vom *Abenteuer der Kommunikation* und von den *Rändern der Sprache* - und verwende sogar das Wort *Poesie*.

Poesie - mal sehen.

Es fasziniert mich auf jeden Fall, dieses *Zweitsprachen-Deutsch*. Es ist authentisch. Es ruht in sich. Es ist auch in Kabarett und Comedy präsent. Ich habe selber schon experimentelle Texte auf *Ausländerdeutsch* geschrieben.

Dieses Projekt besteht aber nicht darin, dass ich kreativ tätig werde. Sondern darin, dass ich Interviews mit meinen Lernpersonen führe, und dann dieses *Deutsch der Andern*: Ganz einfach mal transkribiere.

Nicht mehr und nicht weniger.

Wird mir dabei etwas Literarisches begegnen?

Ich werde dabei sicher mir selber begegnen.

Mich selber habe ich, in diesem Konzept, als *Mensch und Schriftsteller* bezeichnet - und den Ausdruck *Autor* vermieden.

Ich will mich hier nicht nur bildungsferner, sondern auch kulturferner geben als ich sein könnte.

9 Interviews sind budgetiert, dafür setze ich 9 Arbeitstage an: Je 2 Stunden Interview-Zeit + 4 Stunden Transkriptions-Zeit + 2 Stunden Organisations- und Recherche-Zeit.

Als *DaZ*-Lehrperson habe ich einen Stundenansatz von 65.70 Franken, den ich auf dieses Projekt übertrage.

8 x 65.70 Franken, das sind 525.60 Franken pro Tag - nicht schlecht.

Ich suche unter meinen Lernpersonen bewusst Gesprächspartner*innen aus, die Mühe mit dem Lernen der deutschen Sprache haben und im Niveau A2 *steckengeblieben* sind.

Am 25. Juni 2021 bekomme ich vom Kanton Aargau 5'000 Franken gesprochen.

Ab dem September, Oktober 2021 werde ich, wegen eines neuen Sprachförderungs- bzw. Spar-Konzepts meines Kantons, bei dem statt 5 nur noch 4 Kurstage pro Woche bezahlt werden, weniger arbeiten.

Mir passt das: Diesen Tag kann ich für meine Recherche einsetzen.

Spätestens Ende 2021 sollte die Arbeit also abgeschlossen sein.

Am 4. Oktober 2021 führe ich meine ersten zwei Interviews, mit Yergalem K. und Hamza B.

Sowohl in den Transkripten als auch hier anonymisiere ich die Nachnamen. Es geht erstmal um Persönlichkeitsschutz: Ich will meine Gesprächspartner*innen nicht als schlechte Deutsch-Lernende ausstellen, das sind sie nicht, sie kämpfen.

Ausserdem, vermute ich, sind es nicht immer die Individuen, die die Sprache und das Sprechen formen - oft sind es, umgekehrt, Sprache und Sprechen, die *uns* formen.

Selbst wenn wir es schaffen, Autor*in zu werden: Werden wir

nicht immer auch von unserer - eigenen oder fremden -
Sprache *gemacht*? Von ihr definiert?

Hamza B. ist aus Syrien geflohen. Er gehört, im
Lehrpersonen-Jargon gesagt: Zu den *Schwachen*, den *Langsamen*,
und er hat mehrmals wiederholt, zuletzt in einem *langsamen*
Kurs. Dort habe ich ihn während drei Monaten kennengelernt.
Er steckt auch bereits wieder fest. Das Niveau A2 wird er
wohl nie abschliessen.

Warum interessiert mich dieses Steckenbleiben so?
Normalerweise fokussieren wir DaZ-Kursleiter*innen doch auf
den Fortschritt ...

Ich stelle Herrn B. zum Beginn die klassische
Deutschunterricht-Frage:

Was haben Sie heute gemacht?

In der Aufnahme ist folgendes zu hören:

Eh, heute, neh-, seh-, ach- ... - eh, sehn, eh, heute, eh,
ich, eh: - ...

Noch einmal von vorn! - Nach *ach-* stoppe ich die Wiedergabe.
Ich tippe die erste Portion ein. Dann höre ich weiter:

- eh, sehn, eh, heute, eh, ich, eh -

Noch einmal! - Diese Portion muss ich zweimal hören.

Und ein drittes Mal höre ich das Ganze nochmal von vorn -
habe ich alles? - Dann ein bisschen weiter:

*Eh, heute, neh-, seh-, ach- ... - eh, sehn, eh, heute, eh,
ich, eh:*

Was will er sagen? - Etwas mit *nehmen, sehen* - ... ?

Noch einmal!

*Eh, heute, neh-, seh-, ach- ... - eh, sehn, eh, heute, eh,
ich, eh:*

Sieben Uhr aufstehen. Eh, aufgestehen.

Ich spiele die Passage noch einmal ab.

Habe ich alle *eh, seh* und *nehs*? Es ist, als würden sie
Verstecken spielen, diese Laute, noch einmal also, ich
zähle, *ne-, seh-, okay*, alle stehn da.

Wiedergabe, Stop, Eintippen, Cursor zurück, noch einmal von
vorn ...

Eigentlich beherrsche ich das Zehnfinger-Schreiben. Ich bin
schnell auf der Tastatur, weil ich gelernt habe,
blitzschnelle Buchstaben-Cluster einzugeben, kleine,
sinnvolle Wort-Paketchen.

Das geht jetzt nicht mehr.

Taste für Taste geht es jetzt vorwärts, Phonem für Phonem,
noch einmal, noch einmal - und irgendwann entsteht dann
vielleicht ein Wort oder ein Satz-Fragment. Vielleicht aber
muss es auch unvollendet so stehenbleiben.

Gottseidank ist die Autokorrektur des *Word*-Programms ausgeschaltet.

Zehn Minuten waren das jetzt, für zwei Zeilen.

Und während ich Herrn B. so unerbittlich genau transkribiert habe, sind Ansprüche entstanden, schwindelerregende Ansprüche, von mir, an mein Transkribieren:

Genauso mühselig wie Hamza B. spricht, mit allen *ehs*, *sehs* und *nehs*, genauso mühselig muss es hier in diesem Transkriptions-Text zum Stehen kommen. Nichts darf fehlen.

Während der nächsten halben Stunde bearbeite ich folgendes Silben- und Wort-Paket:

Eh, oder, eh, ich, eh, ich, eh, Kaf'eh, Kaffee getrinke.
Oder, eh, ich, eh, eh, nach, eh, nach, ich, eh, nach, eh,
Arz, eh, ge- ... - gangen. Zehn, eh, neul 10 Uhr.
Oder, eh, zürik nach zu Hause.

Meint Herr B. wirklich *oder*? Meint er nicht eher *und*?

Jetzt brauche ich eine Pause. Einen Kaffee. Und noch einmal, noch einmal das Getippte durchkontrollieren.

Wiedergabe, Stop, Eintippen, Cursor zurück, noch einmal von vorn, ein bisschen weiter, Taste für Taste, Phonem für Phonem - und irgendwann entsteht dann vielleicht mal ein Buchstaben-Paketchen, oder sogar ein Wort.

Diese ganz eigene, fragmentarische, zerbrechliche Art, die mich berührt - sie berührt mich erstmal unangenehm.

Das Sprechen von Hamza B. ist ein stotternder Kampf, dem er sich Tag für Tag stellt.

Was stehen mir selber noch für Kämpfe bevor?

Es ist, als würden sie Verstecken spielen, diese Laute, und dieses Heraushören, Laut für Laut, führt ins Endlose, ins Unendliche!

Für diesen ersten Montag ist das genug.

Die nächste Portion werde ich am nächsten Montag anpacken.

Einer Arbeitskollegin, die sich für meine literarischen Tätigkeiten interessiert, erzähle ich, ich sei gerade in einem Text steckengeblieben - und um da weiterzukommen, müsse ich wohl noch tiefer steckenbleiben.

Auch mein Steckenbleiben scheint hier ein Thema zu werden.

Am folgenden Montag verarbeite ich das folgende Paket:

Eh, oder, eh, meine Kind, eh, gespielt, eh, bisschen.

Oder, eh, get-, g'eh, ge-, gelesen. - Ge'essen! - Ge'essen.

Oder, m', ich geh, eh, eh, ich gehen nach Schule gegangen.

Okay, höre ich mich fragen, was ist Ihre Muttersprache?

Ehm, eh, mei-, m-, Muttersprache: Arabisch.

Okay. - Sprechen Sie andere Sprachen?

*Ehm, wi-, eh, ande-, leren, d'eh, eh, ler-, eh, leren
sprechen Deutsch oder schreiben bisschen Deutsch-Deutsch.*

Damit meint Hamza B. wohl: *Hoch-Deutsch.*

Wiedergabe, Stop, Eintippen, Cursor zurück, noch einmal von vorn, ein bisschen weiter, Taste für Taste, Phonem für Phonem, noch einmal, noch einmal - ein stotternder Kampf. Taste für Taste stottere ich nach.

Herr B., gibt, neben seinen ehs, oft auch Konsonanten von sich - 'n, b'w, 'se - , die zu keiner Bedeutung finden. Es sind wohl abgebrochene Wörter dabei, ich kann aber nicht erschliessen, welche - doch wenigstens einfangen will ich das.

Hamza B. heisst übrigens ähnlich wie ich. Sein Nachname hat die gleichen Konsonanten wie meiner - B-l-s -, aber andere Vokale - und gerade deshalb kriegt er wohl meinen Nachnamen nicht hin.

Er kriegt auch andere Vokal-Angelegenheiten nicht hin:
Solothurn wird zu *Siliton*, der *Chauffeur* zu *Schufför*, der Kurs zum *Kors*, das englische *water* zu *wutter*.

Das hat mit dem arabischen Lautsystem zu tun, das, ausser dem *Aleph*, dem *Ya* und dem *Waw* - langes A, langes I, und ein

UAU, wie das englische *wow* - keine Vokale kennt. Dazu kommen noch drei Arten von Punktierungen, die sich wiederum auf die Trias *Aleph-Ya-Waw* beziehen.

Das weiss ich von einem arabischsprachigen Bekannten und von *Wikipedia*.

Es gibt immer irgendwelche, die es besser wissen, und ich bin ihnen auch dankbar.

In der deutschen Sprache hingegen sind, wenn die Lehrperson gut ausspricht (und ich richtig nachzähle), 14 Vokalfarben zu hören, transkribiert mit fünf Vokalen und drei Umlauten. Dazu kommen noch drei Diphtonge.

Sicher hat Hamza B., mit diesem Klang-Reichtum, Fokus-Probleme.

Sicher habe auch ich Fokus-Probleme: Vokale hören bei einem, der kaum Vokale kennt, das ist, wie weisse Hasen im Schnee nummerieren.

Auch sonst navigiert Herr B. im phonetischen Niemandsland: Der Ausweis wird zu *N'sweis*, die Situation zu *Sasio*, die Mitte zu *Min'de*, das Mädchen zu *M'dchen* - wo es dann prompt mit dem Wort *M'nschen* verwechselt wird, was so falsch ja nicht ist. Der Nachbar wird zu *N'chbar*, *Resettlement* wird, selbst wenn das Wort an er Tafel steht, zu *Re'sente'man*, Krieg zu *Grip* oder *Grit*, die *Mitte und Min'de* Tarzan wird zu *Tarazan*, Heidi aber bleibt *Heidi*.

Ich erfinde für mich den Begriff der *Beliebigkeitszonen* - Zonen des Hörens und Sprechens, sozusagen, in denen gewisse Phoneme manchmal so, manchmal so tönen. In denen die Sprache

sich verwäscht. Sich selber verwischt. In denen, natürlich, auch bewusst undeutlich ausgesprochen wird.

Wiedergabe, Stop, Eintippen, Cursor zurück, noch einmal von vorn, ein bisschen weiter - ... - Füttern des *Word*-Dokuments, Taste für Taste, Silbe für Silbe, Wort für Wort. Manchmal sogar ein mehr oder weniger genaues grammatikalisches Signal. Noch einmal, noch einmal ...

Auch syntaktisch sind die Probleme gross: Kaum ein sinnvoller Satzbau gelingt, nichts kommt zum Abschluss, alles zerbröckelt - und die *ehs*, *sehs*, *nehs* und *ehms* lösen dabei nicht nur die Sätze auf, sie stellen, fatalerweise, auch eine Art Ersatz-Sprachfluss her.

Dass das Wort *Grammatik* zu *Dramatik* wird, ist nur eine Zufalls-Pointe.

In einer *Beliebigkeitszone* bewegt sich auch die Semantik: Das Verwechseln von *vierzehn* und *vierzig* ist ein Klassiker im Deutschunterricht, nicht nur bei Arabischsprachigen - und dabei könnte der phonetische Kontrast zwischen dem gedehnten *-zehn* und dem zackigen *-zig* doch unterschiedlicher nicht sein. (Bloss, was bedeutet jetzt was?)

Es scheint für Hamza B. eine Art Vokabel-Pool zu geben, in dem Wörter von etwa derselben Bedeutung schwimmen, und in dem er beliebig fischt. *Zurück* und *Zürich*, zum Beispiel - bedeutet beides irgendwie irgendwas Örtliches.

Und die Fahrausweis-Kategorie schwimmt in diesem Pool neben

dem Sprachniveau A2, und Günsberg mit seinem Asylzentrum schwimmt neben Ballenberg, wo bekanntlich ein Heimatmuseum steht.

Und und oder verwechselt Hamza B. tatsächlich regelmässig, und ich unternehme, in einer Fussnote, folgenden Analyse-Versuch:

Das eine Wort hält Alternativen auseinander, das andere Wort verbindet, integrativ. - Oder heisst also 1. oder, oder 2. und, und 3. kann es beides heissen - und vermutlich gilt dann 4.: Die Bedeutung ist egal, [...], denn Herr B. verwendet die beiden Wörter wohl einfach als phonetische Platzhalter.

Wenn der Hahn kräht auf dem *Beliebigkeits*-Mist, dann ändert das Wetter, oder es bleibt wie es ist.

Interessanterweise bringt Herr B. auch die W-Fragen durcheinander.

Interessanterweise: Wohl eher tragischerweise.

Diese Fragen sind ja eigentlich Grundfragen unserer Lebenserzählungen. Sie stammen aus der antiken Rhetorik und werden sowohl bei journalistischen als auch bei kriminalistischen Interviews eingesetzt.

Wiedergabe, Stop, Eintippen, Cursor zurück, noch einmal von vorn, ein bisschen weiter, noch einmal, noch einmal - ... - Phonem für Phonem taste ich mich vor.

Es ist, als würden sie Verstecken spielen, diese Laute, und diese Phonetik ist ja nicht einfach *grund-*verschieden, oft ist sie auch nur *leicht* verschieden, halb schon angeglichen - und das ist meistens das grössere Problem.

Ich muss mich unklarem Hörverstehen unterwerfen.

Ähnlich wie mein Transkribieren hier stelle ich mir das Hören meiner Lernpersonen vor: Ein Navigieren in einer diffusen Wolke von klaren und unklaren Vokal- und Sinn- und Grammatik-Signalen, von Verstehen und Nichtverstehen.

Im Lern-Prozess machen Diktate Sinn.

Auch ich unterwerfe mich hier einem Diktat.

Tauche unter im Meer der Buchstaben, Phoneme, Silben, Wörter, Signale. Im Hintergrund, Untergrund andere Laut- und Transkriptions-Systeme: Arabisch bei Herrn B., Ge'ez bei Frau K., tibetisch bei Herr XY, kyrillisch bei Frau N. ...

Schwindelerregende Ansprüche von mir sind das, ja, an mein Transkribieren: Wiedergabe, Stop, Eintippen, Cursor zurück, noch einmal von vorn, dann ein bisschen weiter, Phonem für Phonem, noch einmal, noch einmal - ... - in klitzekleinen Zeit-Portionen gehe ich durch das Gespräch.

Füttere das *Word*. Nehme die Sprach-Splitter unters Mikroskop.

Ordne die Satz-Scherben wie ein Archäologe.

Als würde ich selber eine *Zweitsprache* lernen.

Ausserdem notiere ich. Füge neuerdings Fussnoten ein.

Die waren im ursprünglichen Zeitbudget nicht vorgesehen.

Ich hänge fest, ich hänge fest in diesem *Word*, und Hamza B. hängt sowieso fest: Ich hänge mit ihm fest.

Die Tätigkeit des Protokollierens ist genauso anstrengend wie diejenige des Sprechens.

Und diese Recherche ist schon lange auch zu einer Selbst-Recherche geworden.

Was mache ich da? Warum mache ich das?

Was ist das für eine Unterwerfung?

Es gibt immer irgendwelche, die es besser wissen, und die würden mir jetzt vielleicht sagen, ich solle es lassen – doch nein: Ich will das erfahren.

In der End-Strecke des Interviews, in der ich bewusst auch korrigierend eingreife, ist zu sehen, wie mühselig solche Korrektur- und Lern-Prozesse sich gestalten können. Auch hier heisst das Prinzip: Noch einmal, bitte, noch einmal, noch einmal ...

Mein Transkriptions-Prozess spiegelt offenbar seinen Lern-Prozess.

Sitzt Herr B. wirklich, wie er erzählt, zu Hause stundenlang über dem Deutschbuch und betäubt damit seine Sinne?

Das muss sich dann ähnlich anfühlen wie mein endloses, betäubendes Füttern des *Word*.

Ausserdem: Ich höre Hamza B., als Lehrperson, seit drei Monaten tagtäglich zu – und erst jetzt, beim Transkribieren, kommt mir der Verdacht auf, dass er neben den üblichen

Hörverständnis- auch physiologische Hörprobleme haben
könnte.

Buff, Bumba, sagt er einmal im Interview: Die Detonationen
könnten Hörschäden hinterlassen haben.

Aus dem Sprach-Material tauchen kurz Geschichten auf - zu
kurz aber, um sie zu fassen.

Wie ein Engel am Sprachhimmel erscheint, mitten im Interview
mit Hamza B., die weibliche Stimme von *Google Translator* aus
dem Smartphone.

Spricht von einer - *Ausbindung*?

Oder habe ich das auch wieder falsch gehört?

Die Frage der Einbildung stellt sich da - und auch der
Einbindung, des Eingebundenseins, denn es geht um eine
Schweizer Busfahrer-Ausbildung im Wert von 5'000 Franken,
die man Hamza B. nicht bezahlen kann oder will.

Und warum dehnt *Google Translator* das *U* im Wort *Furcht* und
das *A* im Wort *Traum* so scheinbar empathisch?

Und wenn Hamza B. sagt, ...

... - *Bashar liebe, eh, sitzen meine Stuhl ...*

Wem genau gehört dieser *Stuhl*? Herrn B. oder dem syrischen
'mbarator?

Und was ist das für ein Bein, schon seit drei Monaten, das
ständig auf einen zweiten Stuhl hochgelegt werden muss, aber

zu einem Menschen gehört, der früher Busfahrer war - also Pedalen trat?

Ja, und immer hat er darauf bestanden, in der ersten Reihe zu sitzen. Vielleicht weil er - *Buff, Bumba* - tatsächlich nicht gut hört?

Was mache ich da.

Was sind das für Ansprüche.

Warum mache ich das.

Was suche ich in diesem Salat von Phonemen, Silben, Signalen, Satz- und Geschichten-Splittern? Was suche ich in dieser Recherche?

Etwas Literarisches?

Jene ganz eigene, fragmentarische, zerbrechliche Art, die mich berührt, - ... - die findet auf jeden Fall statt.

Hamza B. ist mir als Mensch seit Monaten vom Hören vertraut, und dieses Hörverstehen hat sich in sozialen Zusammenhängen ereignet, das Abenteuer der Kommunikation hat in diesen Zusammenhängen funktioniert.

Hier aber isoliere ich das erste Mal seine Äusserungen schriftlich - und gehe offenbar in eine Falle.

Die Falle heisst: Schriftlichkeit.

Es geht hier nicht nur um das *Deutsch der Andern*.

Der Titel dieser Selbstreportage könnte auch sein:

Ich und die Schriftlichkeit.

Ich stecke hier in der Falle der schwindelerregenden

Ansprüche der Schriftlichkeit, und meine Recherche ist, wie schon gesagt, unweigerlich auch zu einer Selbst-Recherche geworden.

Was mache ich da. Der Sprache nachkriechen.

Mir die Sprach-Mühe meiner Deutsch-Lernpersonen anhängen lassen.

Mich in eine Diktat-Situation hineinbegeben.

Interessant: Es ist die Schriftlichkeit, die mich hier dümmer und begriffsstutziger macht.

Das Schreiben, erst das Schreiben macht dieses *Deutsch der Andern* für mich zur Hölle.

Macht, umgekehrt, auch die Hölle der *Andern* sichtbar - beim Erwerb von, beim Umgang mit der *Zweitsprache*.

Ich schaffe mit der Schriftlichkeit eine neue Ordnung, die wiederum Unordnung schafft.

Das *Deutsch der Andern* wird, für mich, erst ein Problem beim Niederschreiben.

Das Problem wird isoliert, aber nicht gelöst.

Es wird sogar grösser.

Warum mache ich das.

Warum kann ich mit meinem Kommunizieren im Unterricht nicht einfach glücklich sein.

Warum kann ich mit meinem literarischen Schreiben nicht einfach glücklich sein.

Und plötzlich stellt sich auch die erschreckende Frage:

Was mache ich hier mit meiner Lebenszeit?

Dazu, immer wieder, der Ärger über mein eigenes, dummes, opportunistisches, fehlerhaftes Lehrpersonen-Deutsch, das *helfen* will durch Versimpelung der Grammatik - doch niemandem wird geholfen durch so eine Sprache!

Ärger auch über gewisse saudumme Fragen, die ich mich da stellen höre und über meine Helvetismen: Allen voran das blöde Wort *speziell*, das nach Verhaltensauffälligkeiten tönt und, oder nach multikulturellem Essen.

Nun bin ich halt selber gestraft: Um auf vergleichbare Resultate zu kommen, muss ich diese Peinlichkeiten in jedem Interview wiederholen.

Fünf, sechs, sieben Wochen später kann ich mich endlich an die zweite Transkription machen: Des Interviews mit Yergalem K., die aus Eritrea geflohen ist.

Frau K. ist aus dem gleichen *langsamen* A2-Kurs wie Hamza B., und auch sie steckt fest.

Noch einmal: Warum interessiert mich dieses Steckenbleiben so?

Auch hier wird mein Name zum ersten Aussprache-Problem. Soll ich das symbolisch verstehen - oder nur persönlich?

Wo Herr B. kämpft, lacht Frau K. viel und spricht frei und schnell - aber auch bei ihr werden die Sätze von *ehs* und *mmms* zersetzt und neu zusammengesetzt

Frau K. kommt, sozusagen, ohne Syntax aus.

Sie hat aber, im Gegensatz zu Herrn B., bereits eine Ökonomie der Verständlichkeit entwickelt. Trotz der Anarchie der Signale - die Kommunikation funktioniert.

Mit dieser Ökonomie kommt ihre Flucht-Geschichte denn auch - wie kann man sagen? - :

Voll durch!

Beispiel, ehm, eh - ... - Sahara, in eh - ... - Libya, eh, mit eh, ein Monate in, eh, eh, eh - ... - Hause in geschlossen.

Eh, nur, eh, ehm, Beispiel, heute, eh - ... - Beispiel heute Mittagessen nur, eh, ehm, Pasta nur mit Wasser, keine Sauce, keine Salz.

Mmm, nachher, Beispiel, heute gegessen - vielleicht Mittwoch. Einmal ein Tage. Auch nicht genug. Mmm. - Ja.

Mmm, auch mit, eh, mmm, Ita-, mit, eh, Schiff auch, mit Boot, das Boot auch - eh, drei Tage mit eh - ... - mit Wasser, keine, eh, Boden, gesehen, nur Himmel. Auch drei Tage - ... - jetzt gut.

Mhm. Ja. Drei Tage. Drei Tage nur mit Wasser. Keine Boden. Keine Pause. Ja. Ja. Alles, Beispiel, Pipi kommen, mit Boot, alles. - Drei Tage, ja.

Mmm. Eritrea, vorher, in Eritrea: Noch in Sudan. Vorher kommt. Nachher Sudan mit, eh, Auto, grosse. Auto, grosse, viele Persone. Eh. Mit, eh, Libya. Kommt. Sieben Tage. Mit Auto. Wechselen. Wechselen. Nicht ein Auto. Erste gross

Auto. Nachher klein Auto, wechseln. Auch wo gehen nicht verstanden. Auch nur gehen. Nicht verstanden. Alles. Was Chauffeur auch nicht verstanden.

Libyen auch mit, eh - ... - eh, schlagen, auch. Mit Schlagen. Mit, eh, Beispiel, ein Frau, in, eh, gehen, nicht fragen, mit, eh - ... - geschlafen, nicht fragen. Nicht Frau gerne. Nur muss. Viele schwierig. Ja.

Ja. Nur ein Tage in Frage, bitte, in, eh, meine Kind, in Pamper fertig. Auch Kleider alles fertig. Kleider auch. Alles Kleider offnen, nachher: Mit Pamper.

Nachher alles Kleider auch fertig, bitte fragen mit Pamper. Fragen, nachher, eh - ... - der Mann, eh, mit, eh, Milich. Mit Pamper. Gekauft.

Mit ein bisschen auch, ich weiss nicht, essen nicht viele geschaut mit, eh - ... - nachher kommt. Nachher fragen.

Eh, ein Persone kommt. Frau K. kommt mit, eh, Chef.

Nachher ich, eh, gehe. Nachher: Sitzen. Ehm: Bitte essen.

Ich vielleicht verstanden, eh, Beispiel, alles Persone, Frauen, in, eh, geschlafen verstehen.

Ich: Hunger, viele hungri- ... - nicht essen, ich, nein, danke, ich mit, eh, Arabisch sprechen.

Nachher, ehm, auch, eh, der Mann - ... - eine: Baffe. Baffe mit Tisch. Ein Messer auch.

Tisch, mit Tisch. Mit Pamper, so, mit Sachen, alles.

Nachher ich gesehen, ich nicht Angst. Warum - ... - gestorben auch normal.

Was sagen. Nicht gerne, nicht gern.

Nachher, fragen, sag: Ja, so gegessen, nachher so geschlafen.

Ich: Was? - Viele Menschen andere, keine Kinder.

Nachher ich: Was? - Ja: Muss geschlafen. Ich: Nein, ich.

Nachher ein Flasche mit Wasser. Mit, eh, ja, so.

Ja. In, eh, Itali- kommt, eh, grosse Schiff, grosse der Schiff kommt.

Eh, auch, alles helfen, kleine eh, Schiff, kleine-kleine - ... - ja. Kleine helfen, nachher grosse gehen. Viele kleine-kleine.

Nachher auch, ehm, ein Persone unten sitzen Frau. Nachher ich meine Kinder bringen-geben - erste - zwei Kinder - nachher ich. - Ich so auch - mit, eh, gang. Nachher - ja. Ich nachher so. Nachher, eh - ...

Ja. Nachher auch, eh, der Mann: Schon gut. Gut. Nochmal nachher komm, nochmal.

Ja. - Nochmal nachher springen, nochmal. - Schon gut. Helfen gut.

In Itali- viele gut helfen. Auch, ehm, schnell, eh, Wasser, schnell Tee.

Eine grosse Geschichte ist aufgetaucht aus dem

Sprachmaterial, wie ein Zufalls-Geschenk: Danke!

Wir heulen beide während der Erzählung. Wir sind bei den Inhalten angelangt. Bei sowas wie - Literatur?

Hier ist sie, diese im Projekt-Konzept erwähnte *ganz eigene, fragmentarische, zerbrechliche Art, die mich berührt.*

Und ich notiere:

Frau K.s «literarische» Leistung besteht darin, dass sie eine Konzentration auf Inhalte schafft.

Die Zeit-Ebenen wechseln mehrmals im Laufe dieser Erzählung - aber sie bleiben klar. Die Struktur deutscher Perfekt-Sätze wird sich Frau K. wohl nie mehr aneignen.

Interessant auch, dass gewisse Ökonomie-Konstrukte von Yergalem K. mich an Konstrukte der lateinischen Sprache erinnern - eine Fata Morgana, ganz klar, aber auch die Einsicht, wie viele Wege die menschlichen Sprachen kennen, um zu einer Bedeutung oder einer Geschichte zu kommen.

Unklarheiten stellen sich dort ein, wo die Inhalte traumatisch oder schambehaftet werden - dann lässt die inhaltliche Konzentration nach.

Ja, das Verb *schlafen* hat auch in Tigrinya eine sexuelle Konnotation, das weiss ich von einem eritreischen Bekannten.

Aber, Achtung: Frau K.s gebrochene Sprach-Strukturen sind kein *Ausdruck* einer persönlichen Gebrochenheit. Sie entstehen aus dem Umgang mit der *Zweitsprache* selber.

Ja, Achtung, bitte: Es handelt sich hier nicht um Poesie.
Dieser Punkt ist fatal - und wichtig festzuhalten!
Diesem *Deutsch der Andern* fehlt jegliches Bewusstsein zur
Poesie. Jegliche Freiwilligkeit.

Natürlich bildet diese Sprache auch Frau K.s Situation ab,
aber nicht expressiv, sondern beiläufig, sozusagen. Durch
die sprachlichen Mittel, die ihr, in dieser Situation, halt
gerade zur Verfügung stehen.

In der End-Strecke des Interviews, in der ich bewusst auch
korrigierend eingreife, ist noch einmal verfolgbar, wie
mühselig solche Korrektur- und Lern-Prozesse sich gestalten
können - noch einmal, noch einmal! - und wie Frau K.s Fokus
aber bereits auf die Inhalte geht - nicht mehr auf die
Formen.

Mein *Word*-Fütterungs-Aufwand für diese Passage: Zwei, drei
Arbeits-Montage.

Für einmal scheint es sich *gelohnt* zu haben.

Ich mache weiter. Was heisst hier *weiter*.

Nach wie vor ist mein Schreib-Rhythmus:

Wiedergabe, Stop, Eintippen, Cursor zurück, noch einmal von
vorn, dann ein bisschen weiter - ... - hören, tippen, noch
einmal hören, Phonem für Phonem - und doch hör ich nicht
alles: Noch einmal, also, noch einmal von vorn.

Ja, wenn diese Vokale und Konsonanten doch klar

unterscheidbare Elementchen wären, Klang-Atömchen - doch es sind immer schon Moleküle, bereits vollzogene Verbindungen, die sich dann aber auch wieder auflösen und neu verbinden, alles nach Gesetzen, die ich nicht durchschauen oder heraushören kann.

Wie *ungebildet*, wie *dumm* und hilflos ich doch plötzlich bin!

Der Anspruch, hier etwas sozusagen wissenschaftlich-präzise zu transkribieren, rückt, je weiter ich fortschreite, immer weiter in die Ferne.

Eigentlich, merke ich, müsste ich da mit einem Team von Expert*innen rangehen - und vor allem: Ich müsste, noch mehr, wieder und wieder hören, immer noch genauer fokussieren - wie bei einem Sprachlern-Prozess.

Und eigentlich sollte man sowas gar nicht mit unserem Alphabet transkribieren, sondern direkt mit der phonetischen Schrift - dann könnte es aber kaum jemand mehr lesen.

Und wie käme ich dahin, so genau zu hören? Ich bräuchte da schon fast ein Messgerät - oder eine elektronische Spracherfassung ...

Nun, das *Word*, auf dem ich hier schreibe, hat ja eine solche Spracherfassung eingebaut, und die probiere ich gleich mal aus, mit der Äusserung:

Hallo. Ich bin's. Ich schreibe hier.

Mit der Einstellung *Deutsch* transkribiert die Software

tatsächlich:

Hallo ich bins ich schreibe hier

Mit der Einstellung *English* transkribiert sie:

Hello each pins each driver here

Mit der Einstellung *Français*:

Allô et espins et qui travaille Paris

Mit der Einstellung *Italiano*:

Hallo x pins ishihara

Und bei der Einstellung *Türkçe*, besonders interessant:

Hallow 2 penis iş shear

Fertig mit dem Schabernack, es gibt immer irgendwelche, die es besser wissen, und jetzt ist endlich einmal so eine Hilfe von aussen fällig.

Ich schreibe ein Mail ans *Institut für Computerlinguistik* der Universität Zürich und frage, ob es zur genauen Erkennung von Vokalen eine Spracherkennungs-Software gebe, und wenn ja, wie die funktioniere.

Die Antwort kommt schon zwei Stunden später, und interessanterweise hat Herr Professor D. ähnliche

Schwierigkeiten mit meinem Nachnamen wie Hamza B. - oder ist das die Korrektur-Software seines Mail-Programms?

Sehr geehrter Herr Besler

Danke für Ihre Anfrage. Programme, die nur Vokale erkennen, sind eher selten und werden meist nur für experimentelle Zwecke verwendet. Wir haben verschiedene Erkennungsalgorithmen entwickelt; ich hänge Ihnen einen Artikel für eine Vokalerkennungseinstellung an. Möglicherweise ist das für Sie jedoch zu spezifisch.

Natürlich lese ich den Artikel trotzdem. Probiere es zumindest. Offenbar zieht mich das Steckenbleiben wirklich an. Der Artikel trägt den Titel:

Highly spectrally undersampled vowels can be classified by machines without supervision.

Ich bleibe schon im Titel stecken.

Es geht, laut *abstract*, darum, dass ein automatisch *clusternder* Algorithmus über tausend sogenannter MFCC-Darstellungen von Äusserungen der acht deutschen Standard-Vokale klassifizieren konnte:

An unsupervised automatic clustering algorithm (k-means) classified 1282 Mel frequency cepstral coefficient (MFCC) representations of isolated steady-state vowel utterances from eight standard German vowel categories with f_0 between 196 and 698 Hz.

Auch ich schwimme jetzt in einem Pool von Vokabeln, die ich eigentlich schon irgendwie kenne, aber trotzdem begrifflich nicht verstehe: Was zum Beispiel heisst *clustering*?

Weiter schreibt Professor D. in seinem Mail:

Ich kann mich erinnern, dass ich hin und wieder Vokaltrainingsprogramme für den Fremdsprachenunterricht gesehen habe, d.h., Programme, die Abweichungen von einer kanonischen Aussprache bei einem Sprecher korrigieren. Über den Sinn und Unsinn solcher Programme kann man streiten.

Spracherkennung werde heute nicht mit solchen Algorithmen, sondern mit *deep learning* getätigt.

So macht es der *Google Translator*, zum Beispiel, mein Konkurrent im Deutschunterricht.

Deep learning - das tönt nach Sprachlern-Prozess, ist aber nur ein maschinelles Vorgehen. Die *Künstliche Intelligenz* füttert ganz einfach den Speicher mit Daten - ob nun beliebig oder klar - , vergleicht sie, analysiert, gruppiert, vernetzt und synthetisiert sie - um dann, mehr oder weniger opak, zu *entscheiden*.

Mein menschliches *learning* hingegen geht kaum in die Tiefe. Bleibt stecken im Sumpf. Setzt bei jedem Element wieder neu ein. Ist also eigentlich gar kein Lern-Prozess. Wenigstens nicht in meiner Selbstwahrnehmung.

Oft kann ich nicht *entscheiden*. Dann spreche ich,

ehrllicherweise, lieber von einer *Beliebigkeitszone* - menschliche Opakheit. Hier ist die *dümmere* Analyse wohl die gescheitere. Aber auch eine gescheiterte.

Was mache ich hier mit meiner Lebenszeit.

Nicht nur meine Interviewpartner*innen stecken fest, auch ich, mit meinen schwindelerregenden Ansprüchen.

Ende 2021 sollte die Arbeit abgeschlossen sein - ich habe bis jetzt aber erst 2 von 9 geplanten Interviews geführt und transkribiert.

Am 8. Januar 2022 schreibe ich ein Mail ans Kuratorium des Kantons Aargau, in dem ich endlich zugebe, den Zeitplan nicht einhalten zu können.

Ehrlich gesagt: Ich habe auch prokrastiniert.

Als beflissener Handwerker habe ich aber immerhin die Stunden aufgeschrieben, und ich kann dem Kuratorium darlegen, wie ich schon während der Arbeit am ersten Transkript 6 statt der 4 budgetierten Stunden brauchte. Komplette wären das also: 13 Stunden, statt wie ursprünglich berechnet 8, eineinhalb Arbeitstage, statt einen.

Und, von wegen Arbeitstag: Bei diesem schwindelerregend pingeligen Vorgehen kann ich die Konzentration gerade mal 1 Stunde aufrechterhalten - dann brauche ich eine Pause. Eine weitere Portion folgt dann am Nachmittag.

Dazu kommt die Analyse, die mir immer wichtiger wird, in den bereits erwähnten Fussnoten: 2 zusätzliche Stunden wären da zu verbuchen.

Dazu kommt auch, dass ich beschlossen habe, die Transkripte gemeinsam mit Bekannten durchzugehen, die die Herkunftssprache kennen und *es besser wissen*.

Ich danke Mostafa D., Sherefedin M. und Fidan F. für die je 2 Stunden Zeit, die sie mir schenkten - Zeit, die ich auch wieder auf mein Konto verbuchen kann.

Danach brauchte es noch einmal Zeit, die Transkript-Manuskripte sorgfältig nachzukorrigieren.

Also: So genau weiss ich das, als hach so freier Kulturschaffender, der Leben und Arbeiten schrecklich vermischt, schon lange nicht mehr.

Ich bitte das Kuratorium um eine Reduktion der Leistungsvereinbarung von 9 auf 6 Interviews und um einen späteren Projekt-Abschluss: Im Sommer 2022.

Am 12. Januar 2022 kommt die Antwort: Man findet, wenn ich weniger Personen interviewe, gebe das dann halt auch *ein weniger breites Bild*. Ob es nicht vielleicht schon Auszüge täten, statt Transkriptionen ganzer Interviews?

Aber grundsätzlich akzeptiert man die Ergebnisoffenheit meiner Recherche und dass die Zielsetzungen sich im Laufe der Arbeit veränderten. Man wünscht mir gutes Gelingen und spannende Erkenntnisse bei der weiteren Arbeit.

Nun: Wer hat, in der Welt der Migration und Integration, denn noch ein *breites Bild*? - Da stecken wir doch alle miteinander fest. Wie soll ausgerechnet ich das leisten?

Es gibt immer irgendwelche andere, die es besser wissen.

Ausserdem: Ausschnitte gehen gar nicht, die Zeitlichkeit dieser Dialoge, ihre *durée*, die Langatmigkeit, mit der sich hinziehen, ist für diese Recherche enorm wichtig - und aber auch diese Zähigkeit, mit der die Sprecher*innen dranbleiben.

Ich will diese Zähigkeit ehren, mit meiner ebenso zähen Unterwerfung. Ja, *Unterwerfung*. Ich verwende dieses extreme Wort bewusst.

Die Unterwerfung, die diese *Andern* mit ihrer *Zweitsprache* erleben, vollziehe ich hier nach.

Und ich vermute, diese *Andern* sind zäher und stärker als ich.

Wer ist stärker? - Immerhin ermüden auch sie im Lauf des Gesprächs. Das ist zu beobachten bei den Schwankungen in der phonetischen Klarheit. Was dann wieder zu meiner Ermüdung beiträgt.

Am 9. März 2022 interviewe ich endlich eine weitere, dritte Person, die kurdisch- und türkischsprachige Cefa A.

Das Interview beginnt wieder mit W-Fragen-Unsicherheiten. Das scheint ein globales Phänomen zu sein - worauf ist es zurückzuführen? - Noch einmal: Es geht hier immerhin um die

Grundfragen unserer Lebenserzählungen!

Die Unsicherheiten und *Beliebigkeitszonen* häufen sich einmal mehr, und jede Unsicherheit führt, wie schon gewohnt, zu einem zusätzlichen Transkriptions-Aufwand.

Zusätzlich zu *ehm* ist auch ein *err* herauszuhören.

Und auch hier verrutschen die Vokale:

Hemd und *Hand*, *Flasch* für *Fleisch* - *Gemande* für *Gemeinde*,
Aiswais - ...

Ich notiere aber auch:

Dieses Interview läuft nicht so ins Unendliche wie bei die andern. Das ist auch die Leistung von Frau A., die schon länger im Alltag Deutsch spricht, also auch eine Live-Zeitlichkeit gewohnt ist.

Das ist verwandt mit Frau K.s Ökonomie: Eine pragmatische, kommunikative Leistung - im Gegensatz zu meinem Fixieren und Isolieren.

Die Struktur deutscher Perfekt-Sätze ist auch hier Thema. Frau A. ist stolz darauf, diese Strukturen in meinem Kurs gelernt zu haben - und wendet sie manchmal auch an.

In der End-Strecke des Interviews, in der ich bewusst auch korrigierend eingreife, ist, zum dritten Mal, verfolgbar, wie mühselig solche menschlichen Lern-Prozesse sich

gestalten können. Auch hier heisst das Prinzip: Noch einmal, bitte, noch einmal, noch einmal ...

Frau A. hat das als eine Form von Geduld verstanden, von Hinwendung - und sehr geschätzt.

Eine Geschichte taucht auf, wieder einmal, als Cefa A. von der Schlangenfrau *Schachmaran* erzählt - ein kurdisches Märchen. Einmal mehr stellt sich hier das Erzählen unabhängig von sprachlichen Kompetenzen ein - rein über den inhaltlichen Fokus.

Ich füge diese Geschichte hier aber nicht auch noch in diese Selbstreportage ein, ich verweise aufs Original-Transkript, zu finden auf meiner Website *mikroskopTHEATER.ch* - graben Sie, liebe Leser*innen, auch selber ein bisschen!

Am 20. April 2022 interviewe ich Sogyal XY. Er ist aus Tibet geflohen.

Hier ist *sein* Name ein Problem: Ich kann und will ihn nicht nennen, denn er ist *sans papier*. Hier geht es allen Ernstes um Persönlichkeitsschutz.

Das *eh*, *äh* ist hier eher ein *öh*.

Liht, Tefel, nikt, riktik - hier hapert es eher an den Konsonanten, doch es hapert konstant, immer beim CH und K - und daraus lässt sich wohl aufs tibetische Lautsystem rückschliessen ...

Und das aus dem Schweizerdeutschen *isch* adoptierte '*sch* wird ein quasi-tibetischer Laut

Das Gespräch verläuft kompakt und kurz, das Füttern des *Word* geht relativ leicht von der Hand.

Was zeigt das an, wenn die Transkription mühselig von der Hand geht? Wohl, dass da eine pragmatische, kommunikative Leistung stattgefunden hat.

Zum Autor wird Sogyal XY nicht. Er verweigert sogar das Erzählen, ganz explizit:

Ik - ... - nikt gerne for Geschichte - ... - sagen.

Aber ich - ... - alles denken, dann, ja: Ich bin so traurig.

Aber eigentlich ist schon das Deutsch, das er hier spricht, seine Geschichte: Es ist einfach und klar wie sein Dasein, sein Pflegen des Gartens.

In der End-Strecke des Interviews, in der ich bewusst auch korrigierend eingreife - noch einmal, noch einmal ... -, ist beobachtbar, wie der Fokus von Sogyal XY, wie auch schon der von Frau K., bereits auf die Inhalte geht - nicht mehr auf die Formen.

Eine tibetisch-kundige Person, die mit mir das Transkript durchgehen könnte, finde ich nicht. Alle Tibet-Freund*innen, die es vielleicht *besser wissen*, scheinen seit dem Freihandelsabkommen der Schweiz mit China auf Tauchstation gegangen zu sein.

Dieses *Deutsch der Andern* ist zum Verzweifeln.

Es handelt sich hier nicht mehr um ein freischwebendes Sprachsystem mit Semantik und Syntax, das man lernend und nachgestaltend sich aneignen könnte, sondern diese Sprache ist autonom. Eigengesetzlich - gleichzeitig gesetzlos. Oder: Gesetze nur simulierend, Signale improvisierend.

Die Sprache der *Andern* ist mit seinen Produzent*innen schon fast körperlich verbunden, wie Unkraut mit dem Boden. Steckengeblieben, buchstäblich, und ich weiss, sie ist unsäglich, diese Wurzel-Metapher und führt in eine Tiefe, in einen Sumpf, wo es nur noch dunkel, schmutzig und unrein ist, in Beliebigkeitszonen wo höchstens noch ein maschinelles *deep learning* hinreicht.

Gibt es denn am Ursprung eine reine Richtig-Sprache?
Nein, sage ich. Ich bin ja mit dem Schweizer Dialekt aufgewachsen.

Von den *Rändern der Sprache* habe ich im Konzept gesprochen. Beim Transkribieren kam es mir eher vor, als werde ich in ein unheimliches Gravitationszentrum der Sprache gezogen.

Es ist zum Verzweifeln.

Ich mache aber weiter. Ich habe Respekt vor dem Unkraut. Seine Zellstrukturen sind genauso natürlich und funktional wie die von andern Organismen. Oft ist es sogar überlebensstärker. Unkraut verdirbt nicht, sagt man. Die Kommunikation kommt, wenn auch abenteuerlich, immer

irgendwie zum Funktionieren.

Am 13. März 2023 versuche ich mich neu zu motivieren: Mit dem Projekt, diese Transkripte als schön gestaltetes Buch herauszugeben. Ich schreibe einen pädagogischen Fachverlag an, der auch so schöne Titel wie *Schweiz verstehen* herausgibt.

Zwei Tage später liegt bereits die Antwort vor, man könne sowas nicht veröffentlichen, da man in erster Linie Lernmedien veröffentliche, die didaktisiert seien.

Eine Option, die wir uns vorstellen könnten, wäre evtl., dass die Transkripte als Schulungsmaterial für angehende DaZ-Lehrpersonen genutzt werden. Darin könnte es evtl. darum gehen, typische Fehler zu erkennen, zu analysieren [...], für die unterschiedlichen Fehler zu sensibilisieren, die Personen mit unterschiedlichen Muttersprachen machen etc.

Aber das gehe ja wohl in eine ganz andere Richtung als ich vorgehabt hätte.

Ja, so ist es. Und wenn es nicht so wäre: Diese Didaktisierung wäre wohl nur mit nochmal dreifacher Arbeit zu schaffen, und mit fachlicher Hilfe von Muttersprach-Spezialist*innen und Fremdsprachen-Didaktiker*innen, die es besser wissen - und was wäre dann damit erreicht?

Wieder die alte Binarität - dort falsch, hier richtig.

Ungenügen, Ungenügen - soweit das Auge reicht:

In meinen Hör-Fähigkeiten, meinen Transkriptions-Möglichkeiten, meinem Fachwissen, meinen eigenen Lern-Prozessen, meiner Inkompetenz, das alles marktgerecht zu didaktisieren - und im mangelnden Interesse der Verlage, dieses vom Leben isolierte Transkriptions-Geschreibe zu veröffentlichen.

Ungenügen auch bezüglich Aufwand und Ertrag meiner Tätigkeiten, bezüglich Verbringen und Verschleudern meiner Lebenszeit.

Am 15. März 2023 führe ich mein fünftes Interview, mit der Ukrainerin Oksana N.

Die Transkription ist eine Tortur.

Hat das mit Frau N.s Deutsch zu tun oder damit, dass ich diese demütigende Arbeit jetzt definitiv satt habe?

Ja, diese Arbeit ist eine Unterwerfung, Selbst-Unterwerfung - was aber führt zu dieser Unterwerfung?

Meine neurotische Lebenshaltung?

Oder die Natur der Schriftlichkeit selbst?

Frau N. ist die erste Interview-Partnerin, die man, in unserem Lehrpersonen-Jargon, als *bildungsgewohnt* bezeichnen könnte.

Beim Befund *bildungsgewohnt* atmen wir gewöhnlich auf.

Die *Bildungsgewohntheit* zeigt sich hier aber vor allem in der Angst vor Fehlern. In Frau N.s Ausweichen in eine andere Fremdsprache, ins Englische, in dem sie sich sicherer fühlt und mit denen sie ganz neue *Beliebigkeitszonen* erschafft. In

ihrem sich langsam von Wort zu Wort vorwärts Kämpfen, als tippelte sie auf einen vereisten See hinaus.

Ich notiere:

Der Hilflosigkeit setzt sie sich voll aus, dazu braucht es Mut.

Das ist alles andere als Unkraut-Sprache, sondern höchst fragil. Eine pragmatische, kommunikative Leistung schafft Frau N. aber nicht. Sie beschäftigt sich mehr mit der Sprache als mit ihren Geschichten.

Frau N.s Geschichte ist, wohl mehr als bei den andern, ihr mühseliges Konstruieren der Fremdsprache Deutsch.

Ich füttere das *Word*, ich füttere das *Word* ...

... und das Interview zieht sich, wieder einmal, in eine unendliche Länge.

Steckt hinter der sprachlichen eine psychische - oder, umgekehrt, hinter der psychischen eine sprachliche Unsicherheit?

Auf jeden Fall steckt mich Frau N.s Unsicherheit an - und schlägt sich wieder in meinen Aufwänden nieder.

Und wieder bemerke ich meinerseits Hör-Probleme. Es ist, als würden sie Verstecken spielen, diese Laute, einmal mehr.

Beliebigkeitszonen auch in meiner Hör-Wahrnehmung.

Wenn ich die Stadt Chelms ausgesprochen höre als *Helms*, dann aber nochmal genau hinhöre, und trotzdem ein *ch* höre - dann

habe ich wohl ähnliche Hör-Probleme wie Frau Oksana N., wenn sie die zwei verschiedenen deutschen *CH*-Laute (*Licht* und *Nacht*) versucht auseinanderzuhalten.

Das *G*, das, via *CH*, zu einem Hauchlaut wird, ist eine Belieblichkeitszone auch zwischen Ukrainisch und Russisch - und dann wiederum in der deutschen Aussprache: So wird *gross* zu *hross*, *gestern* zu *'estern*, nicht aber zu verwechseln mit *ester*, mit dem Oksana N. *erster* oder *erstes* meint, so spricht sie das *Programm* aus wie *Prohramm* - oder war da jetzt gar kein Hauch-Laut zu hören, und ich müsste *Pro'ramm* transkribieren?

Und aus *gehen* wird *ge'a*, aus *sehen* wird *se'a*.

Im Hintergrund, typisch für Ukrainisch und Russisch:

Die Belieblichkeitszone zwischen *O* und *A*.

Anfangen mit Oksana N.s Vornamen, den ich eigentlich als *Aksana* transkribieren müsste, denn dieses *O* ist eindeutig offener als das *O* des deutschen Worts *offen* ...

... über die südukrainische Hafenstadt *Adessa*, ...

... bis zur *Sanne*, die scheint, und die auf Englisch verhängnisvollerweise auch noch *sun* heisst.

Und das Wetter ist *schon*, und in der *Belieblichkeitszone* zwischen *O* und *A* wäre dann auch das noch nicht so richtig antrainierte *Ö* anzusiedeln.

So wird *hören* zu *horen*, einmal auch zu *charen* - und auch ich habe wieder viel, viel rauszuhören, mit vielen Stops und *Noch-einmal*-Wiedergaben, von einem A zum andern, von einem O zum andern, in *jader*, jeder einzelnen Silbe - und mit vielen *Prablen*, Problemen, und diese gleich in verschiedenen Variationen, im selben Satz.

Zu den Füllseln *eh*, *ehmm*, *mmm* und *nnn* kommen noch 's (vermutlich aus dem Englischen *this* oder *this is ...*) und 'nd (vermutlich aus *und*).

In einer Beliebigkeitszone stehen auch Gebilde wie *verstäind* (eine Mischung aus *verstehen* und *verstanden*), *ausserdem*, *klassisch*, *zwei'zig* (aus einer Unsicherheit zwischen *zwanzig* und *zwei-zig*) und *dreizig* (*dreissig?* *dreizehn?*).

Geschichte und *Geschenk* werden durcheinandergebracht (und ich bringe noch das Wort *Geschäft* mit ins Spiel ...), und das Wort *Kommunikation* - auf Russisch und Ukrainisch *kommunikatsja* - zerfasert, abenteuerhaft, in folgende Holper- und Stolper-Varianten:

Komed-komenition

communicate

Kommunitsss

Kommunit'son

Ähnlich die *Situa-ti* - *si-tuation*.

Beliebigkeitszonen: Das ist's, was mich, den Schriftstellenden Transkriptor, zum Wahnsinn treibt. In den Sumpf treibt. Jede Geschichte versinkt hier im Sumpf dieser Sprache.

Wobei der Sumpf ja nicht nur einfach Schlick ist, sondern auch seine Struktur, Textur, seine Signale, seine Grammatik, ja sogar: eine Art *Bürokratie* hat - ...

Dieses *Deutsch der Andern* ist kein Lallen, sondern ein syntaktisches Rattern, chaotisches, improvisatives Strukturieren ins Blaue ... - auch Sprache halt, ja!

In der üblichen End-Strecke des Interviews wird das Korrigieren zwar angekündigt - dann aber brauche ich meine Energie wieder nur noch fürs Verstehen, und wir produzieren zusammen ein Müdigkeits-Finale, mit Varianten des Wortes *allein* und *alone*, das so musikalisch ist, dass ich es hier in der ganzen Länge wiedergebe:

Ich, eh - ... fuhl? - Feel. - «Fuhl»?

Eh, nicht alon'.

Nicht alond.

Along.

A-land.

Ich feel - ...

«E-lend»?

Along.

Alone. Allein.

Allein. - Nicht, eh, ich nicht, eh - ... - feel allein. No.

Nach diesem fünften Interview ist die Luft draussen.

Ich habe, scheint mir, alles über die Sache erfahren - und auch über mich selber, in dieser Sache.

Das Gespräch mit Frau N. ist bereits eine Wiederholung, eine weitere Verdeutlichung der Misere - meiner ganz eigenen, hausgemachten Misere, nota bene!

Ich füttere das *Word*, ich füttere das *Word* ...

Warum mache ich das?

Warum mache ich das?

Das Wort *Schreibfluss*, das weiss ich jetzt definitiv, ist verlogen.

Was war mein Ziel, in dieser Recherche? - Folgendes stand im Konzept:

*Eine kleine Datenbank anzulegen. Sätze, Phrasen und Formulierungen zu sammeln. [...] Die Datenbank könnte Poet*innen, Schriftsteller*innen, Kabarettist*innen und Schauspieler*innen helfen, möglichst genaue Sprachmasken zu entwickeln.*

Nein, das geht jetzt definitiv nicht mehr:

Keine Imitation, kein parodistisches Recyclen - und auch keine *Spoken-Word-Kunst*!

Diese gesprochene und jetzt transkribierte Sprache ruht in sich. Authentisch - aber auch als hermetische Konserve.

Das Resultat, merke ich plötzlich, sind Text-Gebilde, die sich, durch ihre Isolation, nur noch mit den Augen lesen und auf keinen Fall mehr vorlesen lassen.

Vielleicht noch als Projektion?

So erübrigt sich wohl auch, diese Transkripte dem auf *Spoken Word* spezialisierten Verlag *Der Gesunde Menschenversand* (ja, so schreiben die sich!), zu zeigen.

Aber es geht doch, trotz allem, um gesprochene Sprache?

Wer sagt denn aber, dass ich das alles niederschreiben muss.

Und nun bin ich auch noch in diesem Text-Gebilde hier, dieser Selbstreportage steckengeblieben. Ich bin schon auf 42 Seiten.

Doch es geht ja auch ums Steckenbleiben, in diesem Text.

Was passiert bei so einem Steckenbleiben - bei mir?

Lerne ich hier gerade eine Lektion?

Integriere ich mich hier gerade - irgendwo, in der real existierenden Wirklichkeit?

Ist es vielleicht so, dass dieses Steckenbleiben, dieses Begriffsstutzige, Beeinträchtigte, *Dumme* mich denkerisch oder menschlich weiter bringt als ein lösungsorientiertes Essay-Schreiben mit Fluss und knackigem Schluss?

Ist das vielleicht mein persönlicher Lern-Prozess?
Oder stecke ich hier nur in einer neurotischen Sackgasse?

Über Auffahrt, vom 19. bis am 21. Mai 2023, finden die 45.
Solothurner Literaturtage statt.

Um in dieser immer längeren Selbstreportage nicht noch
tiefer steckenzubleiben, gehe ich an die *Literaturtage*.

Vor dem Landhaus bietet eine Verkäuferin des
Strassenmagazins *Surprise* die neuste Nummer an, mit dem
Titel: *Du sprichst aber gut Schweizerdeutsch*.

Die Ironie dieses Titels versteht die Verkäuferin, die
selber Migrations-Hintergrund hat, wohl nicht.

Dieses Jahr steht die Übersetzer*innen-Tätigkeit im Fokus,
und in der Eröffnungs-Veranstaltung gibt es Lesungen, zu
denen die Texte in Originalsprache projiziert werden.

Projektionen, ja, statt Lesungen, das wäre wohl auch die
geeignete Präsentationsform für meine Transkripte.

Und ist meine Tätigkeit in diesem Projekt vielleicht auch
eine Art Übersetzer-Tätigkeit? Vom Mündlichen ins
Schriftliche?

Auf einem Panel mit dem Titel *Sprache manifestiert
Realitäten* sitzen, von links nach rechts, die Moderatorin
Inés M., der Autor Ralph T., die Sprach- und
Sozialwissenschaftlerin Shpresa J. und die Autorin Mina H.:
Alles Namen, hinter denen Töchter und Söhne von Eltern
stehen, die unfreiwillig Deutsch gelernt haben.

Nach wie vor anonymisiere ich die Nachnamen.

Selbst wenn wir es schaffen, Autor*in zu werden: Werden wir nicht immer auch von unserer - eigenen oder fremden - Sprache *gemacht*? Von ihr definiert?

Auf dem Panel wird ein cooles Uni-Hochdeutsch gesprochen. Ab und zu wird auch mit Dialekt-Kompetenzen kokettiert. Man will es, erfrischenderweise, nicht besser wissen. Man fragt sich. Hinterfragt.

Es wird über den alten Spruch gespottet, Sprache sei der Schlüssel zur Integration.

Es wird über unsere Anpassung an hochdeutsche Sprach-Normen gesprochen: Eine Gewalt, ganz klar, der man sich schwer entziehen kann.

Auch das eigene, schöne Deutschsprechen wird reflektiert.

Nein, dieses Sprechen ist nicht schön, sagt Mina H., die am schönsten von allen spricht.

Ja, eigentlich handelt es sich hier auch um eine *Zweitsprache* ...

Ralph T. merkt immerhin an, dass sich in so einer neuen, *schönen* Sprache auch eine neue Ordnung einstellen könne. Die Freiheit, die ein gutes Hochdeutsch verleiht, ist spürbar in dieser Veranstaltung.

Und es wird von *Machtnahme* gesprochen: Wer darf da auf dem

Podium sitzen, wer steht in der Cafeteria. Wer darf ironische Titel setzen, wer ist nur Verkäufer*in des Strassenmagazins. Wer darf ein Mikrofon aufstellen, wer wird verhört. Wer wird zu einer, einem *Andern* gemacht, wer darf selber Autor*in sein.

Es wird vom *Ort, von dem ich spreche* gesprochen. Der ist bei ihnen allen (auch bei mir) ein privilegierter, gebildeter Ort: Das Podium, die Hochsprache, die Schriftlichkeit auch, meine (wenn auch mühselige) Transkripte, meine Stellung hinter dem Mikrofon, meine (wenn auch feststeckende) Selbstreportage hier ...

Shpresa J. erwähnt den Ort Buchs / SG, ein Ort, den die wenigsten im Publikum kennen, da sie nie als kosovarische Migrant*innen eingereist sind - und sich dort medizinisch untersuchen lassen mussten.

Wir wurden als Körper hergeholt - ... - ja, und jetzt produzieren wir Literatur.

Ralph T. freut sich darüber, dass wir - wenigstens das *Wir* auf dem Podium - die Phantasie der Migrationsbehörden überboten haben.

Ralph T. merkt interessanterweise auch an: Er spreche seine Muttersprache zwar noch, sie zu lesen und zu schreiben habe er aber nie gelernt.

Ich notiere: *Was ist das denn für ein Zwang, dieses Schreiben?*

Und: *Wo und wie würde sich mit Schreiben etwas - Neues öffnen lassen?*

Und jetzt erinnere ich mich, dass ich dem Kuratorium 6 Interviews versprochen habe, aber erst 5 geschafft habe - ...

... - puh, diese 5'000 Franken muss ich mir wirklich abverdienen, und der Stundenansatz rutscht, je unermesslicher meine Schreibzeit sich entwickelt, tiefer und tiefer, 8 x 65.70 Franken, das sind 525.60 Franken pro Tag, aber nichtmal beim Unterrichten schaffe ich mehr als 5 Lektionen pro Tag - geschweige denn bei diesem Transkribieren.

Hier sind 1 - 2 Stunden die Regel, wie schon gesagt, und, hier rutsche ich langsam ähnlich tief in den Lohnklassen wie gewisse Migrant*innen, die zu wenig gut Deutsch können, um eine anständige Arbeit zu leisten.

Wie anständig ist denn diese Arbeit hier?

Ist das nicht einfach eine Verzettelung von kantonalen Kultur-Subventionen?

Mal schauen, ob diese Selbstreportage als 6. Beitrag durchgeht. Sie wird zu keiner denkerischen Lösung kommen. Sie wird bloss ein angestrenzter Bericht sein, von einer angestregten, verschwitzten Arbeit.

Und, à propos *anständige Arbeit*: Dieses *Back Office*, das ich hier betreibe, dieses möglichst genau Protokollieren, dieses

Sortieren von Sprache, mit buchhalterischer Sorgfalt - ist das nicht branchenüblich bei vielen anständigen Berufen? Verbringen nicht sehr viele Schweizer*innen mit solcher Arbeit ihre Lebenszeit?

Im Konzept habe ich von *Berührtsein, Poesie* und *Zerbrechlichkeit geschrieben. Vom Abenteuer der Kommunikation.*

Berührt bin ich, ja, aber zuweilen auch unangenehm berührt - und vor allem bemüht. Involviert in Kämpfe, die ich eigentlich nicht will.

Was suche ich in diesem Salat von Phonemen, Silben, Signalen, Satz- und Geschichten-Splittern?

Was suche ich in dieser Recherche?

Noch immer etwas Literarisches?

Yergalem K., Cefa A. und der Sogyal XY haben im Abenteuer der Kommunikation eine unbekümmerte Heiterkeit gefunden - Hamza B. und Oksana N. hingegen kämpfen sich spürbar durchs Interview hindurch.

Welche Haltung ist interessanter? - Wohl der Kampf.

Sprache und Kommunikation sind Kampf, das erlebe ich auch bei diesem Transkribieren: Nicht nur ein produktiver, auch ein rezeptiver Kampf, Hör-Kampf, Schreib-Kampf.

Das *Deutsch der Andern* kennt keine Poesie: Nur Kampf.

Die Poesie bleibt wohl mein persönliches Sehnsuchts-Problem.

Handelt es sich hier wenigstens um die *heruntergekommene*

Sprache, wie sie der Lyriker Ernst J. in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen beschreibt?

Die *heruntergekommene Sprache* sei *bewusst unter das Niveau unserer Alltagssprache gedrückt* sagt J., sie sei *poetisch unverbraucht* und erlaube so die *Behandlung von Themen, die im Gedicht konventioneller Sprache heute kaum mehr möglich sind*.

Ernst J. sieht die *heruntergekommene Sprache* als ein aktiver Versuch, *eine regelwidrige Sprache für einen Moment aufleuchten zu lassen*.

Sicher, auch diese *Sprache der Andern* leuchtet ab und zu auf - aber wer da wen wie *bewusst unter das Niveau drückt*, ist unklar.

Und die Sprechenden und ich selber, wir kommen beim Umgang mit dieser Sprache auch selber herunter.

Diese Sprache ist eine Unterwerfung. Für beide Seiten.

Und sie ist auch nicht *unverbraucht*, sondern das Resultat eines ewigen, erfolglosen Lern-Wiederkäuens.

Dieses *Deutsch der Andern*, hier rattert - und simuliert, ähnlich wie die bürokratische Sprache, Bedeutungs-Arbeit. Schafft aber kein Bewusstsein, sondern schiebt es, sozusagen, vor sich her.

Statt Bewusstheit geschieht Betäubung: Durch Phonem-, Silben- und Wort-Schrott, durch sprachliche Umständlichkeiten, Zerbröseln von syntaktischen Zusammenhängen, Redundanzen - ...

Und, aber: Diese Sprache ist nicht heruntergekommen, sondern

sie hat sich, so elend sie aussieht, unkrautmässig
hochgekämpft. Ist nur nie angekommen.

Mich habe ich im Konzept als *Mensch und Schriftsteller*
bezeichnet - und bewusst den Ausdruck *Autor* vermieden.
Ich habe mich *dümmer* gegeben als ich sein könnte.

Dieses Projekt macht mich wieder zum nackten Menschen, der
die *Schrift stellt*, der Buchstaben, Silben, Wörter,
nebeneinanderstellt, zu Sätzen zusammenstellt, zu sinnvollen
Zusammenhängen, mühselig, sich unterwerfend ...

Diese Arbeit entzieht mir alle Autor*innen-Rechte.

Wenn schon, wären die sowieso bei meinen
Gesprächspartner*innen.

Werden wir, jenseits unserer Identität als Autor*in oder
Migrant*in, nicht immer auch von unserer - eigenen oder
fremden - Sprache *gemacht*? Von ihr definiert?

Das frage ich jetzt schon zum dritten Mal.

Und ich wäre dann, durch dieses *Deutsch der Andern*, neu
gemacht, definiert, identifiziert worden:

Als ein in der Schriftlichkeit zurückgebliebener Schrift-
Steller. Ein Steckengeliebener.

Ich bin *DaZ*-Lehrperson. Ich unterrichte *Deutsch für*
ausländische Arbeitnehmer - als unfreiwillige *Zweitsprache*.
Ein Sorge-Beruf, in dem der Frauen-Anteil hoch, der Männer-
Anteil niedrig ist. Ein Beruf, in dem ich steckengeblieben
bin, sozusagen, aber dank diesem Beruf stecke ich auch tief

in der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Ich nehme, Tag für Tag, die Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit und Politik gegenüber einer solchen Tätigkeit wahr. Integration hat gefälligst erfolgreich zu passieren, und zwar ohne diese unappetitlichen Lernprozesse - effizient, schnell und evaluierbar.

Umgekehrt betreibt man akribische Kontroll-, Monitoring- und Evaluations-Aufwände - gerade bei Menschen, die kurz vor A2 steckenbleiben: Wie ist ihre Präsenz im Unterricht, kommen sie pünktlich, wie aktiv nehmen sie teil, wie ist ihre Hausaufgaben-Disziplin, wie ist ihr Lernfortschritt, ihre Motivation, haben sie Lern-Strategien.

Meistens kommt man dann auf die Diagnose *Bildungs-* oder *Lern-Ungewohntheit* - Fähigkeiten, glaubt man zu wissen, die sie aus ihrer *Kultur* gar nicht erst mitbringen konnten ... Der Kursleitenden-Jargon spricht das *Deutsch der Eigenen*.

Parallel dazu lanciert man Spar-Konzepte. Glaubte, die Lernpersonen würden, bei nur noch 4 Kurstagen, einen Tag selbstverantwortlich zu Hause arbeiten - so wie ich. Mir passt das: Sie aber, denen man Bildungsferne vorwirft, sind so einen Tag länger fern von der Bildung.

Es gibt immer irgendwelche, die es besser wissen.

Mit zu meinem Beruf gehört, diese strukturelle Demütigung zu vertreten und weiterzugeben. Ich werde dafür auch besser

bezahlt als ein Sprachlehrer bei der *Klubschule Migros*.
Höchste Zeit, das abzubüssen.

Ich selber bin ja schrecklich *bildungsgewohnt*, verstehe mich selber sogar als Kulturschaffender – und aber vor dieser *Bildungs-Ungewohntheit* scheitere ich.

Ich habe nicht nur einen mangelnden Migrationshintergrund, ich bin auch im Scheitern ungewohnt.

Scheitern – ja: Das ist das edlere, existentialistischere Wort für mein Steckenbleiben.

Das Sprechen von Hamza B. ist ein stotternder Kampf, habe ich geschrieben.

Wir haben unseren Kampf aufgegeben. Er noch lange nicht.

Das schriftliche Niveau A2 ist übrigens in den meisten Kantonen der Schweiz die Mindest-Anforderung für die Einbürgerung. Mündlich wird B1 verlangt, ein Niveau das sich viel klarer und bedeutungssicherer anhört als das hier transkribierte *Deutsch der Andern*.

Ich schätze mal, mit ihrer obligatorischen *Zweitsprache* Französisch kommen die wenigsten Deutschschweizer*innen auf dieses Niveau B1.

Ausserdem muss ich klarstellen und relativieren:

Es handelt sich bei diesem Projekt um eine literarische Recherche, keine sprach-didaktische.

Das Denken der europäischen Sprachförderung ist schon lange von einem semantisch-syntaktischen zu einem pragmatischen

Modell übergegangen: Bei diesem Ansatz geht es nicht um saubere grammatikalische Signale, sondern um die schon mehrfach pragmatische, kommunikative Leistung. Um gelungene Kommunikation.

Auch für dieses Projekt ist ja eigentlich ausschlaggebend, dass die Interviews überhaupt zustande kamen: Die Termine wurden nämlich telephonisch ausgemacht!

Was ich hier in diesem Selbstreportagen-Text betreibe, ist eine:

Literarische Überhöhung!

Das Deutsch der Andern - ja, wenn das nur die Andern wären, weit weg von mir. Wenn nur nicht diese Gravitation, diese Unkrauthaftigkeit auch mich selber packen würde.

Und zwar diktatorisch. Diktat-mässig.

Ich danke den Interviewten, dass sie mich da mit reingezogen haben.